

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Geilichstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 15. Juni 1895.

Beitrag Bureau: Berlin, C. Geilichstraße 8.

Telegramme.

Hamburg, 15. Juni. Dem 'Hamburger Korrespondent' zufolge ist der Afrikaforscher Otto Ehlers auf seiner Expedition durch die Grenzländer von Assao von Maaus überfallen worden. Er liegt fast in einem Dasei darnieder.

Strasburg, 15. Juni. Ein Sonderzug, der den Bischof Dorer-Lobe beförderte, stieß in Weisberg auf einen dort haltenden Zug. Der Schaden an Material ist bedeutend. Nähere Nachrichten fehlen noch.

Wien, 15. Juni. In der Abend Sitzung des Wahlreformauschusses, welchen der Ministerpräsident und der Minister des Innern bevoahnten, wurde mit großer Majorität beschlossen, in die Spezialdebatte über den Entwurf des Subkomitees einzutreten.

Wien bei Wien, 15. Juni. Der bekannte Altmeister und Komponist Richard Cerné liegt im Sterben.

Paris, 15. Juni. In Lyon verfuhrte die Wittwe eines Bauunternehmers den in den Papieren ihres Mannes gefundenen Plan eines Forts durch einen gewissen Emmenter in eine auswärtige Wohnung verkaufen zu lassen. Emmenter wurde verhaftet, auch gegen die Wittve wurde die Untersuchung eingeleitet.

Rom, 15. Juni. Wie verlautet, wird der Justizminister auf Ersuchen des Generalkonsuls nach dem Ministerium in die Woiwodschaft Angonenberg bei der Deputiertenkammer morgen verfahren. Barisai und Komajato werden Anfragen über den Prozess Grolli einbringen.

Zur ostasiatischen Aktion.

Unsere großen Fortschrittsleute, deren Geschäft im prinzipiellen Möglichen besteht, ein Geschäft, welches von ihnen derartig gründlich betrieben wird, daß von Zeit zu Zeit auch einmal etwas benötigt werden ist, in der That tabularisch, was, dessen die merkwürdige Eigenschaft, nicht nur dort, wo es sich um interne Angelegenheiten handelt, sondern auch in Fragen des auswärtigen Verhaltens unserer Regierung sofort mit einer vernünftigen Kritik bei der Hand zu sein. Sie unterscheiden sich in dieser Beziehung unvorstellbar von den Geschloffenen anderer Länder, insbesondere vor demjenigen Englands, das doch sonst von diesen Herren des ewigen Fortschritts gerne als Musterland gepriesen wird — vornehmlich aus dem Grunde, weil das englische Volk insdane ist, ein parlamentarisches Regime zu ertragen, was bekanntlich in Deutschland, wo alswahl Parteilagen und Parteiprofessoren der Anbetung harren, durchaus nicht der Fall ist. In England wird jeder Patriot sich wohl fühlen, die auswärtige Politik der Regierung dem öffentlichen Bewusstsein preiszugeben, insbesondere bevor die Biele dieser Politik auch nur in den dunkelsten Umrisen erkennbar geworden sind. Vorzüglich geht die englische Kritik auf Werte, wenn es sich um Englands Prestige handelt, und auch kein Oppositionsblatt wird es manglen, in kognen Ausdrücken England dem Auslande gegenüber bloßzustellen.

Anderes bei uns. Der brave und surschwung Fortschrittsmann ist in der Öffentlichkeit seltener fertig mit dem Worte; ihm kommt es vor allem auf den Parteeisfolg an, sei dies auch nur der Erfolg eines einzigen Tages. Als Deutschland im Bunde mit Frankreich und Rußland zu einer gemeinsamen Aktion sich entschloß, um Japan in freundschaftlicher Weise vor einem allzu schroffen Vorgehen gegen China zu warnen, war beifolgende die freudige Presse, insbesondere die 'Voss. Ztg.' sich sofort für den Ausgang dieser Aktion. Mit diesen Worten erklärte das Blatt, das Ende vom Liede werde offenbar eine fürchterliche Blamage sein, an die Erreichung irgend welcher Resultate könne ja gar nicht gedacht werden. Und kaum war denn nun selbstverständlich das gerade Entgegengesetzte eingetreten; kaum hatten die drei Mächte einen ganz bedeutenden Erfolg errungen, indem Japan ausdrücklich erklärt hatte, es wolle, den freundschaftlichen Maßregeln der drei Großmächte Deutschland, Frankreich und Rußland entsprechen, alle jene Forderungen aufgeben, die eben beantragt worden waren; kaum hatte sich also gezeigt, daß die fürchterliche Blamage lediglich auf der Seite der 'Voss. Ztg.' selbst und ihrer surschwung Diplomaten liege, da wurde dasselbe Spiel mit ungeschwächten Kräften in anderer Weise fortgesetzt.

Selbst nur nun die 'Voss. Ztg.' darüber im Klaren, Deutschland habe lediglich den beiden Kompositionen Frankreich und Rußland die Katalanen aus dem Gevult geholt. Wo die Interessen Frankreichs, wo insbesondere diejenigen Rußlands lägen, das sei klar genug zu erkennen; Deutschland werde einfach als Luft behandelt und bei Seite geschoben.

Uns ist diese sonderbare Art der Beweisführung und des Vorgehens durchaus unklar. Daß Rußland und Frankreich, die beide Nachbarn Chinas sind, dort wo es sich um chinesische Fragen handelt, andere und noch wichtigere Interessen zu verfolgen haben, als Deutschland, liegt auf der Hand. Wir unterwerfen diese bisher nur die eine Frage aufzuwerfen: 'Saben wir deutscherseits ein bevorstehendes Interesse an Japan oder an China?' Wenn eine Intervention in Tokio auch wirklich unserem Handel und unserer Industrie für den Export nach Japan nicht förderlich sein sollte, was durchaus nicht ausgeschlossen erscheint, so ist doch andererseits wohl zu bedenken, daß nach der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage nicht so sehr das mit den Westländern in scharfer und rücksichtsloser Konkurrenz befindliche Japan in Betracht kommen wird, als vielmehr China, das immerhin ein Land nämlich, das nach Maßgabe seiner Entwicklung in demselben steigendem Maße als Abnehmer unserer Exporte auftreten wird. Sicherlich wird hier Japan unter erheblichen Konkurrenz sein. Aber auch Rußland und Frankreich, die nun einmal Grenzländer Chinas sind, sind mit Lebensarten wieder aus der

Welt zu schaffen, noch kann verhindert werden, daß sie aus eben diesem Grunde und anderen Gründen gegenüber im Vorteil sein werden.

Wozu also der Arm? Wir wollen durch die Intervention für China und die Zukunft offen halten, wollen unsere Geschäfte betreiben, soweit dieselben eben betreiben werden können. Unmögliches kann nicht möglich gemacht werden. Deutschland kann, wo es sich um China handelt, in einem gemeinschaftlichen Schritte mit den Grenzländern dieses Landes unmöglich die gleichen Interessen vertreten. Das beweist aber noch nicht, daß wir deshalb die Hände in den Schoß zu legen, und nichts zu thun haben. Ob und inwieweit unsere Diplomatie bei diesen Verhandlungen mit Bescheid operiert, das bleibt jedenfalls abzuwarten; die bisher gegen unsere Willkürerent erhabenen Gründe scheinen vor der Hand noch nicht ausschlaggebend zu sein.

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser bestiftete gestern früh auf dem Bornstedter Felde das Regiment der Garde du Corps und das Leib-Garde-Gülden-Regiment. Gleichzeitig wohnten auch der Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich und Prinz Friedrich Leopold der Bestiftung bei. Später folgte eine Gefechtsübung der ganzen aus Berlin und Potsdam zusammengezogenen Garde-Kavallerie-Division, wozu auch 4 Batterien des 2. Garde-Feld-Artillerie-Regiments, 2 Bataillone des 1. Garde-Regiments zu Fuß und das Garde-Jäger-Bataillon herangezogen waren. Nach einem Paradeumritt der Kavallerie begab sich der Kaiser mit dem Erzherzog Franz Salvator an der Spitze des Regiments der Garde du Corps nach der Stadt und nahm darauf das Frühstück bei dem Offizierskorps des Leib-Garde-Gülden-Regiments ein. Abends gegen 7 Uhr fuhr der Kaiser in einpännigen Wagen, den Se. Majestät selbst lenkte, nach der Kaserne des Regiments der Garde du Corps, um dort an dem Diner des Offizierskorps theil zu nehmen. Se. Majestät wurde von dem Major v. Miljack und dem Offizierskorps empfangen. Am dem Diner nahmen auch Theil: Prinz Friedrich Leopold, der kommandirende General der Gardekorps General der Infanterie v. Winterfeld und die Kommandeure der Garde-Kavallerie-Regimenter.

\* In Berlin tagt zur Zeit der Bund der Ritter des Eisernen Kreuzes. Der Vorstand hatte eine Audienz beim Kriegsminister, der erklärte, der Kaiser sei unangenehm davon berührt, daß sich ein besonderer Bund der Ritter des Eisernen Kreuzes gebildet, und daß dann weiter hervor, eine Audienz beim Kaiser nicht befürworten zu können.

\* Das 'Hörliche Tel.-Bl.' meldet aus Friedrichshagen: Fürst Bischoff ist unwohl und hat bis auf Weiteres alle angemeldeten Empfänge abgelehnt.

\* Nachdem vor wenigen Wochen von hervorragenden Organen die Sache mit dem Welfensonds in Bezug auf den Staatssekretär v. Voetticher zur Sprache gebracht wurde, und der Altreichspräsident beim Empfang des Bundes der Landwirthe sich in besonders scharfen Worten gegen genannten Minister ausgesprochen, veröffentlicht heute der 'Reichsanzeiger' in seinem nichtamtlichen Theil mit einigen einleitenden Bemerkungen ein allerhöchstes Handschreiben vom 29. März 1892 an Herrn v. Voetticher, in dem ein von diesem eingereichtes Gesuch in überaus nachsichtigen und schmeichelhaften Worten abgelehnt wird; das Blatt schreibt: In der Einrede, die Fürst von Bischoff in Friedrichshagen am 9. d. M. an den Centralausschuß des Bundes der Landwirthe gehalten hat, war unter anderem von Ministern die Rede, die am 'Neben' und 'Ich' von der Ministerkommission nicht trennen könnten. Dieser Passus ist mehrfach in überaus nachsichtigen und schmeichelhaften Worten abgelehnt worden. Wir schreiben die Bezeichnung 'Ich', ergibt sich aus der Thatsache, daß Herr v. Voetticher bereits im Februar 1890 nach sechsjähriger Thätigkeit an der Spitze des Reichsamts des Innern dem Fürsten von Bischoff den Wunsch ausgesprochen hat, aus seinen Diensten entlassen zu werden, und daß Fürst von Bischoff selber im damals im Dienste zurückgeblieben hat. Auch später hat Herr v. Voetticher wiederholt seine Entlassung erbeten, welche ihm jedoch nicht gewährt worden ist, weil unter anderem aus nachfolgendem Allerhöchsten Handschreiben hervorgeht:

Wenn lieber Staats-Erminister von Voetticher! Schon mündlich habe Ich Ihnen zu erkennen gegeben, daß Ich mich außer Stande sehe, Ihrem Gesuch um Entlassung aus Ihren gegenwärtigen Aemtern zu entsprechen. Sie wissen, wie hoch Ich Ihre Verdienste schätze, welche Sie sich in einer längeren Reihe von Jahren um das Reich wie um Freuden erworben haben, und Ich kann, einmal unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nicht an die Hilfe einer so bewährten Kraft, wie Ich sie in Ihnen besitze, verzichten. Ich halte Mühe auch verdient, daß Ich nicht vergeblich Ihren Patriotismus anrufe, wenn Ich an Sie die Aufforderung richte, auch fernerhin Ihre Dienste in Ihrer jetzigen Stellung mir und dem weiteren mit dem engeren Vaterlande zu widmen. Ich verbeide Ihre vollen Genügte.

Berlin im Schloß, den 29. März 1892. Wilhelm R. An den Vize-Präsidenten des Staats-Ministeriums, Staatssekretär des Innern Dr. v. Voetticher."

Ob es gerade als ein sehr glücklicher Griff seitens des Herrn Reichspräsidenten v. Voetticher bezeichnet werden kann, in dieser Weise längst bekannte Thatsachen aufzuführen, steht dahin. Bestehen wird doch durch Veröffentlichung des Allerhöchsten Handschreibens zum mindesten nicht, daß der Bornstedter, Herr v. Voetticher liebe am 'Neben', seine Berechtigung habe. Das Entlassungsgesuch vom Jahre 1892 erfolgte unmittelbar nach den bekannten Entlassungen der 'H. a. u. B. a. d. r.' Seit jener Zeit sind mehr als 3 Jahre verfloßen. . . .

\* Ministerpräsident Fürst Bismarck hat an diesem Freitag nach der 'Voss.' den Ministerialdirektor Dr. v. Warlich aus dem Kultusministerium zum Vortrag über die Angelegenheit der Alexander in Moskau Vertrieben empfangen.

Anzeige-Gebühren. Bei die häufigsten Bestellungen über den Anzeigebestand der Halleischen Zeitung nur 15 a fort 20 a. Nach dem Anzeigebestand der Halleischen Zeitung die Zeit die Zeit 20 a. Anzeigen-Entscheidungen bei der Expedition und allen Anzeigebestellern. Halleischer Anzeigebestand, Berlin, Leipzig, Magdeburg 16. Postamt Nr. 158.

\* Wenn in kesselfelligen Kreisen die Auffassung vertreten wird, daß die Konturierung der vierprozentigen Kontofuß beschlossene Sache und zwar gleich auf drei Prozent liegt; wenn selbst behauptet wird, daß eine beständige Vorlage noch in der laufenden Session des Landtages dem Abgeordnetenhaus zu gehen wird, so dürfte der Wunsch der Vater des Guten sein. Er entbehrt, wie die Mangelhaftigkeit 'Meri. J. o. l. Nachr.' bestimmt mitzutheilen wollen, der tatsächlichen Begründung. Insbesondere wird nicht daran gedacht, den Landtag mit einer entsprechenden Vorlage zu besetzen.

\* Der 'Bund zur Lösung des Mittelstands' verhandelt in seiner letzten Sitzung vor 15 Mann. Nach dem Bericht des Vorsitzenden zählt der 'Bund' — der für ganz Deutschland vertritt — 60 Mitglieder, in der Klasse befinden sich heute 4000 Mark. Die Verammlung wurde sich dahin schlüssig, die Statuten zu verändern und 'große Vorkass' veranlassen. Damit sollte die Mittelstandsleute wieder unter die Fittiche des Bundes getammelt werden.

\* Die Nordd. Allgem. Ztg.' wendet sich gegen die Auer in der 'Schle. Ztg.' ausgesprochene Behauptung, die Antwort, welche der Staatssekretär von Warlich am 14. Januar d. J. im Reichstags in sehr abprechendem Tone auf die Interpellation des Abg. Prof. Dr. Hoffmann gegeben habe, sei an entsetzlicher Stelle nicht in allen Punkten richtig gewesen, was schon aus der Unmöglichkeit der Abfertigung des deutschen Reichspräsidenten in Centralamerika deutlich hervorgehe. Die Nordd. Allgem. Ztg.' bemerkt, Freiherr von Warlich habe bemerkt in seiner Rede die Abfertigung des bisherigen Reichspräsidenten Beyer angeknüpft und die für diese Maßnahme vorliegenden Gründe entziffert; der Fall fernseigne die Leidenschaftlichkeit, mit welcher über Personen der Regierung gerührt werde. Dazu bemerkt das 'Leipz. Tagebl.':

Das Staatssekretär von Warlich am 14. Januar die Abfertigung des Herrn Beyer in Aussicht gestellt, ist richtig; ebenso richtig ist aber die Behauptung, daß Herr von Warlich die Interpellation Gasse in abprechendem Tone beantwortete und die Beschwerden über Deutschen in Mittel- und Südamerika als unbegründet zurückwies. Thatsache ist ferner, daß jetzt abermals Klagen über mangelhaften Schutz der Deutschen in Brasilien vorliegen. Wenn nun, wie die 'Allg.' über das, Verhandlungen mit der brasilianischen Regierung schreibt, so ist daraus zu schließen, daß man in Berlin an mangelhafter Seite der Berechtigung dieser Klagen sich nicht mehr verliert und Mühe zu schaffen sucht. Wenn Staatssekretär v. Warlich die diese Verhältnisse sich nachdrücklich betheiligte, so hat er nur seine Verantwortung der Interpellation Gasse darauf nicht vorbereitet.

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus. In Fortsetzung der Beratung des Stempelsteuergesetzes beschloß sich das Abgeordnetenhaus zunächst mit dem Stempel für die Errichtung oder Kapitalerhöhung von Aktiengesellschaften und Handelsgesellschaften mit beschränkter Haftung. Die Kommissionsbeschlüsse für beide Beurteilungen einen (gegen die Regierungsvorlage herabgesetzten) Werthstempel vor, welcher für die Beurteilung von Handelsgesellschaftsverträgen vierfach abgesetzt ist. Es lag dazu eine Reihe von Abänderungsanträgen mit dem Zweck weiterer Abmilderung vor, die jedoch sämtlich abgelehnt wurden. Eine lange Debatte hat heute nicht am wenigsten stattgefunden, in welcher die Reichs- und Provinzial- und Kreisverträge, inwieweit dieselben als schrittweise, mit einem Stempel von 1/10 Prozent des Werthstempels, wenn dieser mehr als 300 Mark jährlich beträgt, befreit und die Führung eines Mietherechnungsbuchs durch die Vermietter oder Mietherrmeister vorgeschrieben. Von einem Theil der Konfessionen, den Nationalliberalen und der Volkspartei waren verschiedene lautere Anträge eingebracht worden, welche sich sämtlich gegen die Aushebung der Steuerpflicht auf mindliche Miethverträge richteten. Die Beratung über die Tarifstempel wurde heute fortgesetzt, die Abmilderung, einem Antrag des Abg. Richter (F. W.) entsprechend, eine namentliche sein.

Am 14. Sitzung vom 14. Juni, 11 Uhr.

Die zweite Beratung des Stempelsteuergesetzes wird fortgesetzt bei der Abfertigung 'Gesellschaftsverträge'. Bei Errichtung sowie bei einer Kapitalerhöhung von Aktiengesellschaften oder Kommanditgesellschaften auf Aktien soll nach der Kommissionsfassung 1/10 Proz. Werthstempel entrichtet werden. Die Errichtung sowie bei einer Kapitalerhöhung von Gesellschaften mit beschränkter Haftung soll ein Werthstempel von 1/10 bis 1 Prozent in vier Abteilungen, je nach der Höhe des Gründungskapitals (und zwar 1) bis 100 000 M. 1/10 des Stammkapitals oder der Erhöhung derselben bis zu 100 000 M., von 100 000 bis 300 000 M. 1/10 Prozent der Erhöhung des Stammkapitals; 2) von 100 000 bis 300 000 M. 1/10 Prozent, bei der Erhöhung von 500 000 M. 1/10 Prozent; 3) von 300 000 bis 500 000 M. 1/10 Prozent; 4) mehr als 500 000 M. 1 Prozent zu entrichten sein.

Abg. Kirich (Str.) beantragt, statt der obigen Stempelstempelungen für die Errichtung 1/10 pSt., 1/10 pSt., 1/10 pSt. bzw. 1/10 pSt. für die Erhöhung des Stammkapitals ebenfalls 1/10 pSt., 1/10 pSt., 1/10 pSt. bzw. 1 pSt. der Erhöhung des Stammkapitals. Abg. Schenk (frei. Volksp.) beantragt folgende Fassung: Gesellschaftsverträge, wenn sie betreffen: die Errichtung von Aktiengesellschaften oder Kommanditgesellschaften auf Aktien, oder die Errichtung von Gesellschaften mit beschränkter Haftung sowie die Errichtung des Aktien- oder Grundkapitals. Wenn die Zwecke der vorgeschriebenen Gesellschaften nicht auf den Gewinn der Teilnehmer gerichtet sind, 1/10 pSt.

Abg. Noelle (natlib.) beantragt, statt der vier Abteilungen für Gesellschaften mit beschränkter Haftung deren fünf zu legen, wie folgt: 1) 100 000 M. einschließlich 1/10 Prozent, 2) 300 000 M. einschließlich 1/10 Prozent, 3) 500 000 M. einschließlich 1/10 Prozent, 4) 1 000 000 M. einschließlich 1/10 Prozent und 5) mehr als 1 000 000 M. 1 Prozent des Stammkapitals oder der Erhöhung dieses Kapitals. Abg. Gohsien (frei. Vereinigung) befürwortet, daß in Folge eines













## Im Kampfgewühle.

Eine wahre Episode aus der Wörther Schlacht von Th. Fleiſchhauer.

„O, welcher Donner, welcher Kampf!  
Wir ſperten Flamm' und Tod;  
Wir wandelten in Rauch und Dampf,  
Schwarz, wie der Höllengott.“  
(Glein: Siegeslied nach der Schlacht  
bei Roßbach.)

Hinter uns, auf den Höhen von Gunstett, blüht es und tracht's; dort stehen die Batterien des 11. Corps im Feuer. Ihre Geſchoſſe ſchmettern hinüber in den Niederwald, ſie bahnen uns den Weg zum Sturme. Dort links und rechts der Morsbronn-Froſchweiler Straße hat der Feind ſich feſtgeſetzt in feſter, günſtiger Stellung. Doch umſonſt iſt all ſein Mühen, ſein zähes Feſthalten, unſere Geſchütze geſtatten ihm nicht, den Waldbrand zu behaupten; ihr donnernd „Zurück!“ bringt ihn zum Weichen. Aber hinter Baum und Buſch ſetzt er ſich feſt und erwartet ruhig den Anſturm.

Und wir kommen! Von Gunstett herauf, der Südspitze des Waldes zu, mit fliegenden Fahnen, rücken wir 83 er zum Sturm. Die Schüſenwärme voran, ihnen nach die Halbataillone! Links die Muſketiere, rechts das Füſilierbataillon und auf beiden Flügeln die Brüder verſchiedener Regimenter.

Wie hat uns am Morgen das Herz gebebt, als die Feldzeichen, enthüllt im Winde ſtatterten! Wie manchem werden ſie heute den Weg zeigen zum frühen Tod. Soldatenloos! Drum keine bleichen Gedanken! Vorwärts!

Vor uns liegen unſere Schützen im Feuer. Jetzt! die Befehle fliegen! die Tambours ſchlagen! die Bataillone gehen gegen den Wald vor. Marsch! Quer über die Furchen der Acker geht's, raſcher wird der Schritt. Marsch, marsch! In vollem Laufe erfolgt der Sturm! Die Schützenlinien hängen ſich an unſere Flügel, marsch, marsch! Die ganze Linie ſtürmt! Da! noch eine Salve des Feindes, auf Fünfszig Schritt Entfernung nur. Wie ſie niederſinken, die Tapferen, rechts und links.

„Eine Kugel kam geſlogen,  
gilt ſie mir oder gilt ſie Dir?“

Sollte nicht Manchem das alte Lied durch den Sinn fahren? Doch hier gilt kein Bedenken, kein Halten mehr. Ein letztes Hurrah, das Ziel iſt erreicht, der Feind geworfen, der Waldbrand genommen! Aber noch lange nicht iſt der Kampf zu Ende.

Nun wogt der Kampf im Niederwald, ein ſchrecklicher, ein grauenvoller Kampf! Der Boden iſt bedeckt mit Aſtwerk und Splittern, mit Todten und Verwundeten. Im grünen Mooſe ruhen ſie, mit blutenden, klaffenden Wunden, gebrochenen verglaſten Augen, die Hände krampfhaft geſchloſſen oder vor Schmerz hineingewühlt in Gras und Erde. Mancher, der noch die Kraft dazu hatte, hat ſich verkrochen hinter Buſch und Geſtrüpp und hinter ragende Stämme. Denn um ihn tobt der Kampf, der Nahkampf im Walde, über ihn ſchreiet unbarmherzig die tobende, määrmördernde Schlacht.

Welche Feder vermöchte es, ihn nur annähernd in ſeiner grauenvollen Größe zu ſchildern, den Nahkampf im Niederwalde bei Wörth?!

Vor uns der Feind, der von Norden, von Oſſa her, immer neue Maſſen in den Kampf führt, uns zu verdrängen; und wir, in Schützenlinien aufgelöſt, bald dichter, bald dünner, vermiſcht mit den Truppen unſerer Nachbarregimenter, langſam vorwärts, dann wieder zurück, wieder vorwärts und wieder zurück, Deckung ſuchend hinter Baum und Strauch vor den pfeifenden Kugeln. — Wie ziſchen ſie herüber, hinüber! Wie ſchlagen ſie klatschend in die mächtigen Stämme, raſchelnd in's grüne Laubwerk des kampfuntohten Waldes!

Von Baum zu Baum! Da huſchen ſie vor uns dahin, die Rothhosen. Wie leuchtet die Farbe zwiſchen dem Buſchwerk. Und dort ſchleichen ſie, die ſchwarzen Geſtalten, deren Heimath

das heiße Afrika! Dieſe Turkos hat uns die große Nation entgegengeſtellt und hier bei Wörth haben wir uns zum erſten Male gemessen mit den ſchwarzen Söhnen der Wüſte. Wer könnte ſie je vergeſſen, die kampfes- und blutigierigen Geſichter, die blitzenden, perlenden Zähne, die funkelnden, rollenden Augen?! Raubthieren gleich ſtürzten ſie in den Kampf und wehe dem, der ihnen auf Gnade und Ungnade in die Hände fiel. Aber Furcht vor ihnen kannten wir nicht und im Niederwald bei Wörth lernten ſie deutſche Liebe kennen.

Von Baum zu Baum! Vorwärts! Vergebens! Der Andrang iſt zu groß, wir müſſen zurück.

„Kinder wir dürfen nicht weichen!“ ruft General von Gersdorf.

Die Gewehre glühen; die Kugeln ziſchen; die Aeſte brechen; die Geſchütze dröhnen; der Erdboden beb't. Feſter das Gewehr und wieder vorwärts, von Baum zu Baum. Der Feind ſcheint zu weichen.

Einen Augenblick ſteht der Kampf. Es iſt, als wären die Hände es müde, das Morden. Schein! Es iſt nur, wie wenn der Sturm, der das Meer peitſcht, Athem holt, um mit deſto vernichtenderer Kraft das vergeblich mit ihm kämpfende Schiff emporzuheben, um es zu zerſchmettern am feſſigen Riff.

Einen Augenblick nur, und doch, wie wohl thut die Ruhe. Meine Augen ſchweifen hinüber zu den kämpfenden Brüdern nach rechts und links. Mein Nebenmann dort hinter dem gewaltigen Eichbaume wiſcht ſich den triefenden Schweiß aus dem Antliß. Er iſt geſchwärzt von Pulverdampf. Er lacht und winkt herüber. Da, was war das? Er wirft die Arme in die Luft, das Gewehr entſinkt ſeiner Hand, er bricht zuſammen! Sein Blick irrt noch einmal umher, als ſuche er den Schützen, der das tödende Blei ſandte. Wo mag er ſtehen? Da vorn? unmöglich, der Kamerad ſtand gedeckt. Wer mag es entſcheiden bei dem Gewehrfeuer, das eben wieder mächtig zu rollen beginnt? Mächtig drängt der Feind. Zurück!

Und wieder ein Stillſtand. Aber raſtlos brüllen die Geſchütze, raffelt das Gewehrfeuer durch den Wald, ſtöhnen die Verwundeten.

„Wir müſſen vorwärts, Kinder!“ von Gersdorf hat es gerufen. Und es geht wieder vor, wenn auch die Kräfte erlahmen, die Munition knapp wird. Hurrah, hurrah! Die Tambours ſchlagen, wir avanciren. Ueber Todte und Verwundete geht der Weg, in dichten Linien erfolgt der Anſturm, es gilt die Entſcheidung. Vor uns ſpringen die Rothhosen durch's Buſchwerk, ſetzen die Turkos, Kaken gleich, in mächtigen Sprüngen durch das Gevirk des Waldes.

Da! Ich halte ein im Laufe, zucke zuſammen! Ich fühle einen feurigen Strahl, einen brennenden Schmerz, der ſich vom Fuße heraufzieht. Blitzſchnell wende ich mich herum. Halb aufgerichtet, zum Theil verſtedt durch niederes Buſchwerk, liegt hinter mir ein Turko. Seine Augen funkeln voll Blutgier, aus dem halbgeöffnerten Munde ſtetschen die weißen Zähne, in der Hand hält er die noch rauchende Büchſe. Vor meinem Blick ſinkt die Geſtalt in ſich zuſammen; hätte ich nicht ſoeben erſt Leben in der Beſtie bemerkt, ich hielt ſie für todt. Aber im Moment iſt mir Alles klar! Der Kamerad von vornhin, der drüben am Eichbaum zuſammenbrach — er ſiel, aus dem Hinterhalt niedergeſtedt, getroffen von der Kugel eines tückiſchen, dazu noch verwundeten Feindes.

Und der brennende Schmerz an meinem Bein? Der Feuerſtrahl aus dem Gewehre des Schwarzen hat mir die Hote verſenkt, aus der Entfernung von wenigen Schritten nur iſt der Schuß gefallen. Doch eine höhere Macht hat mich gnädig beſchützt.

Vor mir tobt die Schlacht, tönt das Hurrah der Kameraden, um mich pfeifen die Kugeln, klatschend ſchlagen ſie ein in die Stämme, rieſeln einen Regen von Blättern und Aſtwerk herab.

Aber dieſmal ſtürme ich nicht mit. Mit zwei Sägen bin ich zurück beim Todfeind. Eine grenzenloſe Wuth iſt über mich

tan mit  
er noch  
welcher  
Giegel  
Taſchen,  
Kofen-  
Meſſer,  
: Uhr  
er Kette  
Bahn-  
m und  
Taſchen.  
entſche,  
Auber-  
ette mit  
travatte,  
Samma  
igerl iſt  
n ſelber

en 2.

Fragen  
Koppel-  
erſchied,  
ſtalt von  
gs und  
dieser  
genwart,  
Rordau,  
nur 0,75  
Der hohe  
eiter von  
nachvolle  
e Preis  
Unter-  
ums er-  
auf ge-  
em eben  
-Eſfeld  
vornegen.  
Strind-  
mer ſind  
Dohn,  
a. A. in  
dlungen

haber.  
die wir  
epfehlen.  
onen der  
emäde.  
ſchlands  
Blättern  
Deutung,  
erfaſſen  
ſehen —  
die künſt-  
unter-  
aber ge-  
ung die  
ſtübchen  
in jeder  
nde ſind  
deutſche  
gterrier,  
t, Spitz,  
i Weer-  
agsbuch-  
führung  
ter nur  
Art des  
eſtern  
weniger  
n Paar-  
es nicht  
t. Ver-  
Eberſ-



gekomen, eine Wuth, wie sie nur der mörderische Kampf zeitigt und das heimtückische Verhalten des Afrikaners.

Ich denke — Augenblicke sind's ja oft nur, in denen man eine gewaltige Spanne Zeit durchlebt — ich denke heim, an Weib und Kind, denke daran, daß ich meine Brust im offenen ehrlichen Kampfe dem Feinde geboten, denke, daß um Haaresbreite ich schöner Nachgier zum Opfer gefallen.

Ich renne den Schwarzen mit dem Kolben in die Seite. Er schlägt die Augen auf, wie müde, als ob er eben erwache. Seine Hand hält noch immer das Gewehr. Wie viele der heimtückischen Kugeln mag der Turko aus ihm entsandt haben? Seine Augen öffnen sich weiter; ein Blick mit dem ich ihn durchbohre, mag ihm nichts Gutes verheißten, ihn lehren, auf seiner Hut zu sein.

„Barbon!“ Und er hebt die Hände.

Soll ich ihn schonen? Damit er weiter sein schändlich Handwerk treibe, ehrliche Soldaten niederstrecken aus dem Hinterhalt.

„Sund!“ schrie ich ihn an, „Sund! konntest Du nicht hier in Ruhe das Ende des Kampfes erwarten? Niemand hätte Dich angerührt, Dir ein Haar gekrümmt, und als Gefangener wär's Dir wohl gut ergangen, besser als uns, die wir vor dem Feinde stehen.“

Er versteht meine Worte nicht, aber ihren Sinn. Seine Augen funkeln, sein Körper krümmt sich, wie der Körper des Raubthieres, das zum Sprunge ansetzt. Noch immer ist der Kerl gefährlich. Ich hebe die Büchse. Doch schade um die Kugel, die Patronen sind rar.

Ein Stoß! Das Bayonnet bohrt sich in die Brust des Schwarzen, bis tief in das Moos des Waldes. Ein Blutstrom dringt aus der Wunde, die Augen verdrehen sich, daß ich das Weiße sehe, die Zähne fletschen und knirschen, die Hand läßt ermattet das noch vor einem Augenblicke krampfhaft gefaßte Gewehr fallen.

„Mon Dieu!“ Der letzte Seufzer! Dann strecken sich die

Glieder im letzten Todestampfe, ein schauerhaft schrecklicher Anblick.

Vor mir schlagen die Tamboure, gellen die Hörner, das Ganze avancirt. Der Feind ist geworfen, wir sind am Ausgang, am Nordrand des Waldes, und von Schaphausen her überschüttet uns der Feind mit seinen Granaten. Ich bin mitten d'rin im Gewühle, ich weiß nicht wie ich zu den Meinen gekommen!

Und dort nahen sie heran, die stolzen Reiterregimenter des Kaiserreiches, sie werden vernichtet! In Blut schwimmt das Feld, Blut nur sieht das Auge, Blut, Rauch, Leichen und Blut, und gleichzeitig Wehegeschrei, Jammer und Glend.

Und immer weiter vorwärts! Der Abend kommt, der Sieg ist unser, ein glorreicher, ein herrlicher Sieg. Dann lagern wir uns, bunt durcheinander gewürfelt, und suchen die Ruhe. Wir sind ermattet, müde zum Sterben. Ich liege und schaue hinauf nach dem Himmel. In meinem Geiste ziehen sie noch einmal vorüber die schrecklichen Bilder des Tages; die Hände fallen sich zum Gebet, dem da oben zu danken, der in schwerer Stunde mein Bestand gewesen. Danken, danken will jeder heut' Abend, und mächtig braust über das Schlachtfeld das Dankes- und Siegeslied:

Ruh danket alle Gott  
Mit Herzen, Mund und Händen —

Mir fallen die Augen zu, ich schlafe traumlosen Schlaf, der Schlaf der Erschöpfung.

Oft hat der Kamerad, der die eben geschilderte Episode erlebt, sie erzählt im Kreise der Freunde und oft steht noch vor seinem geistigen Auge jenes Kampfgewühl der Wörther Schlacht. Ein Händedruck ihm, der in schweren Augenblicken nicht Muth und Besonnenheit verlor; ein Pfui der „großen Nation“, die jene Teufel in Menschengestalt auf den Kampfplatz warf gegen unsere Truppen; ein Hurrah aber all' jenen Braven, die Blut und Leben daran setzten, um jene Bestien fern zu halten von unserm Vaterlande, vom heimischen Haus und Herd.

## Kleine Leiden der Afrika-Reisenden.

Von Gerhard Rohlf's.

Marokko sollte man eigentlich als Heimath der Kleiderläuse (pedicula vestimenti) betrachten, denn nehmen wir die Bevölkerung dieses Sultanats zu 6, andere sagen 8 000 000 Menschen an, so giebt es dort wenigstens, auf den Menschen nur vier Läuse gerechnet, 24 000 000 bezw. 32 000 000 Läuse. Denn Jeder hat dort Läuse, sei es der höchste Beamte, der Sultan, der Großscherif oder der ärmste Bettler, nur mit dem Unterschiede, daß dieser vielleicht etwas reicher damit bedacht ist als Seine scharifianische Majestät. In Marokko ist es keine Schande, wie bei uns, Läuse zu haben. Im Gegentheil, man hält denjenigen für einen Mumi oder Numi (Christen), der dieser eklhaften Thiere nicht leibeigen ist. Man kann jede Wette halten, daß es in Marokko keinen Mohamedaner giebt, der nicht Läuse hätte.

Eigentlich sollte man die Kleiderläuse anders nennen, denn sie leben nicht in den Kleidern, sondern auf und von den Menschen. Das Thier, womit sie sich zuerst bemerkl machen, wird herangezogen durch die kleinen Füßchen, dann bohren sie sich mit der Schnauze in die locker gemachte Haut und saugen das Blut aus. Das Weibchen legt Eier gewöhnlich an die Ränder der Kleidernähte, oft auch an beständige Falten, wo man sie zu dreien bis zwanzigen angeheftet findet. Die Eier bleiben 6 bis 15 Tage sitzen, bei Kälte oder wenn ein Kleidungsstück nicht benutzt wird, noch länger, und endlich kriecht ein ganz winziges Läusechen aus, das den Menschen ungeheure Leiden verursacht. Eigenthümlich ist es, daß in den von der Kleiderlaus heimgesuchten Gegenden die Kopflaus (ped. capitis) nicht zu finden ist; in ganz Nordafrika wie auch in den jordanischen Ländern fehlt sie vollkommen. Man vertreibt die lästigen Thiere nur durch heißes Wasser oder Feuer. Aber dabei darf man ja nicht glauben, daß dies Radikalmittel sind. Hat man seine Kleidungsstücke, sein Hemd zum Waschen ins heiße Wasser gegeben und legt es nun getrocknet wieder an, so hat man natürlich keine Läuse mehr. Aber legt man sich auf einen Teppich, oder kommt man in Berührung mit einem Araber oder Berber, so kann man sicher sein, daß man gleich wieder mit den eklhaften Schmarozern befaßt ist. Es ist gleichsam, als ob diese scheußlichen Thierchen angezogen würden durch ein reines Hemd, als ob sie darin frisches Blut witterten. Reinlichkeit nützt garnichts für den, der zwischen Arabern und Berbern sich aufhält. Am schlimmsten habe ich die Erfahrung machen müssen auf meiner ersten Reise in Marokko. Ich wurde verwundet, und zwar derart, daß ich mich nicht rühren konnte. Meine rechte Hand war durchhauen, mein linker Arm war verschiedentlich durchschossen worden, außerdem hatte ich andere Schuß- und Stiebunden. Aber selbst wenn ich andere Kleider gehabt hätte, so hätte ich sie nicht wechseln können, denn ich lag festgebann

auf meinem Teppich in einem einsamen Hause, bei dem Manne, der mir Gastfreundschaft gewährt hatte. Einen, ja zwei Tage hielt ich es aus, aber am dritten Tage wurde das Jucken so unerträglich, daß ich meinen Mitbewohnern erklärte, sie müßten Rath schaffen, sonst stürbe ich. Sie begannen nun, die Djillaba (ein wollenes Hemd mit einer Kapuze) an beiden Seiten aufzuschneiden und mich so davon zu befreien. Das war nun eine sehr umständliche Sache, ließ sich aber nicht anders machen. Mein linker Arm, der auf einem Sandkissen lag, mußte ganz außer Spiel gelassen werden. Meine rechte Hand konnte ich ja auch nicht gebrauchen, aber es ging doch, und Nachmittags war man fertig, und ich lag nun auf dem bloßen Teppich — meinem Bett. Und von hier aus konnte ich hören und sehen, als nun meine Hausgenossen die Kleidungsstücke über ein auffammendes Feuer hielten und ausschüttelten, wie Hunderte von Läusen knisternd herausfielen und verbrannten. Als sie zu guterletzt die Djillaba sogar noch ausflopfen, fiel es wie ein Regen daraus herab, es war einfach scheußlich! Als ich aber gleich darauf die Kleidungsstücke wieder anzog, befand ich mich wie im Himmel, es war die erste Nacht, die ich, nicht gereinigt von Läusen, auf meinem Lager zubrachte. Leider nur für kurze Zeit, denn noch oft habe ich mich meiner Kleider entäußern müssen, um eine solche Reinigung vorzunehmen, bis nach einem sechs- oder achtwöchigen Lagern ich meine Reise wieder fortsetzen konnte, diesmal ganz allein und nur einige Tagereisen von der französischen Grenze entfernt.

Es ist übrigens gar kein Wunder, wenn die Marokkaner und die andern Völker in Nordafrika so viele Läuse haben, denn sie tödten gefangene Läuse nicht, sondern stecken sie mit irgend anderm Unrath ihres Körpers z. B. abrasirtem Haar, in irgend eine Ritze einer Mauer und überlassen sie sich selbst. Diese eklige Sitte ist allgemein in Marokko unter den Eingeborenen verbreitet. Im übrigen jucken sich die Marokkaner ihrer Läuse so gut es eben geht zu entledigen, aber daß sie Läuse essen, habe ich nie gesehen. Den kleinen Kindern werden sie abgesehen und dann sorgfältig weggeworfen. Der Marokkaner tödtet nie eine Laus. Fängt er von irgend einem Bekannten eine, so legt er sie auf seinen Handrücken und gibt sie so dem Eigenthümer zurück mit den Worten: „Kaschak ia Sidi“, aber nie tödtet er die Laus. Die Verbreitung der Thiere ist fast unbeschränkt, wenigstens in Afrika. Im Winter, im Sommer findet man sie, ihre Verbreitung ist unbeschränkt, und in einem Lande, wo der Schmutz zu Hause ist wie in Marokko, ist sie selbstverständlich erst recht heimisch.

Während wir so die Laus in ganz Afrika finden, steht es anders mit dem Floh. Die leichte Kavallerie, wie sie im Gegentheil zur Laus, die man schwere Kavallerie nennt, kennt nämlich die große Wüste nicht. Die Grenze läßt sich also genau so ziehen, daß da, wo die Wüste anfängt, das Gebiet des Flohs aufhört. Das ist aber so zutreffend, daß, wenn man z. B. vom Norden aus in die Sahara eindringt, man ganz genau die Grenze der Wüste daran erkennen kann, wenn die Flöhe verschwunden sind. Das gleiche gilt natürlich



wenn man vom Süden, vom Westen oder Osten kommt. Die Unbequemlichkeiten, die man von diesem kleinen Thier zu erleiden hat und die man namentlich Nachts empfindet, sind ja hinlänglich bekannt, aber so entsetzlich sind sie doch nicht wie die Läuseplage. Besonders scheint der Biss des Flohs keinen Ausschlag zu hinterlassen, während die Läuse einen eifigen Ausschlag erzeugen.

Den Floh finden wir also überall, wo feuchter Niederschlag ist, und mitunter in ungläublicher Zahl. Da, wo irgendeine Nomaden-Niederlassung bestand, die infolge der zunehmenden Flöhe den Platz veränderte, ist nicht zu lagern. Thut man es dennoch, so kann man sicher sein, das ganze Heer von Flöhen anzuziehen. Denn sie bleiben am Plage, so lange sie noch irgend hoffen können, Ersatz zu finden für die weggezogenen Reserven. Ganz erschrecklich hatte ich zu leiden in den Hypogäen Cyrenaitas. Diese künstlichen oder auch natürlichen Felshöhlen werden im Sommer von den Eingeborenen Cyrenaitas bewohnt. Im Herbst aber, wenn die Regenzeit beginnt, gehen die Leute mit ihren Herden von dannen, um sie draußen auf den fetten Triften zu weiden. Aber die Flöhe ziehen nicht alle mit ihnen, viele bleiben, und unbarmherzig fallen sie über den Störmiß her, der in die Höhlung einzudringen versucht. Ich erinnere mich, daß, als ich in Cyrenaita das große sog. Grab besuchte, wo vielleicht für mehrere Tausende unserer Schritte Vorhaben eine große Grabstätte war, ich mehrere tausend Schritte in joll-hohem Staub verank, Staub, der von verfallenen Leicdnamen her-rührte. Aber wie staunte ich, als ich wieder ans Tageslicht kam und meinen ganzen Körper bedeckt fand von schwarzen Bünktchen. Es war der pulex-irritans, der sich bei mir heimlich gemacht hatte und den ich nur dadurch schnell los wurde, daß ich durch ein hohes Getreidefeld lief und so die Flöhe abtrefte. Als ich mich in Bornu befand und mein Verlangen nach einem womöglich kloßfreien Bett äußerte, sagt ein Kanuri: „Du kannst ruhig schlafen, unsere Flöhe springen nicht, und auf dieser Kitanda wirst du ganz sanft schlafen!“ Ich hatte mich hingelegt und kaum die Butterlampe\*) ausgelöscht, als Flöhe in solcher Menge auf mich losbrannen, daß ich schleunigst meine Leute herbeirief, die mir mein Bett draußen vor der Hütte auf der Erde machen mußten, da fand ich einigermaßen Ruhe.

Am Kap der guten Hoffnung konnte ich nicht schlafen in einer Villegiatur, die allerdings recht alt war und die man mir zur Verfügung gestellt hatte. Sie lag wunderhübsch seitwärts am Fuße des Tafelberges, aber Flöhe hatten davon Besitz genommen, überall aus den Ritze kamen sie heraus und stürmten auf mich los; ich mußte weichen, nur eine Nacht blieb ich in ihrer Gewalt. Es ist ganz einerlei; man ist ihnen in Südafrika wie in Nordafrika ausgeliefert. Nur eins konnte ich nicht ergründen, machen die Flöhe auch Halt vor der Kalabari-Wüste? Ich glaube kaum, denn sie hat zu viel Feuchtigkeit. Woher kommt es, daß der Floh in der Sabata ganz fehlt? Sogar in den größten und größeren Oasen kommt er nicht vor. Es kann doch nur die Trockenheit der Luft sein, 4 Grad relative Feuchtigkeit ist offenbar für den Floh ein ungeeignetes Element, worin er nicht haufen kann, er macht kehrt und verschwindet. Dies wird am deutlichsten klar, wenn man, wie ich es that, vom Norden in die Sahara gelangt. Sobald man sie erreicht hat, wird man die Plagegeißel los und ist sie in der ganzen Wüste ledig, aber sobald man die südlüche Grenze erreicht hat, den großen Urwald, wird man aufs neue davon befallen. Und gerade so ist es umgekehrt. Sobald man nach Norden die Grenze der Feuchtigkeit etwa beim Brunnen Welna Schifary erreicht hat, verliert man sie ebenfalls wieder.

Es soll nicht unterlassen werden, oböchon nicht alle Afrikareisenden davon betroffen sein mögen, auf die Wansen-hingewiesen zu werden. Sicher ist es, daß diese auf dem lästigsten alles Ungeziefers zählenden Thiere in Nordafrika, d. h. in Unter-Aegypten, Cyrenaita, Tripolitaniern, Tunesien und Algerien zu treffen sind, wenigstens in den von den Europäern bewohnten Häusern, aber in Marokko habe ich sie nicht heimlich gefunden, hingegen in den Städten der Cap-colonie und namentlich in Abessinien. Hier sind sie jedenfalls von den Portugiesen eingeführt. Ich pflegte in Abessinien stets, als ich mit den Engländern die Expedition gegen Theodor mitmachte und hernach allein zurückreiste, eine Hütte, die dem Hindvieh zum Aufenthalt angewiesen war, aufzusuchen zum Uebernachten und fand mich stets gut dabei. Hier waren die lästigen Thiere nicht eingebracht und man konnte ruhig schlafen, während es in den menschlichen Hütten ein Ding der Unmöglichkeit war, sich hinzulegen. Denn mit derselben Hinterlist wie bei uns in den Oasenfläden gingen sie vor. Ein brennendes Licht zog sie nur noch mehr an. Stellte man die Füße des Bettes in Napfe mit Wasser, so ließen die Thiere sich oben von der innern Hülle auf das Bett fallen. Kurz, man mochte versuchen, was man wollte, stets fanden die lästigen Thiere ihren Weg. Und sehr lästig sind die Fliegen. Die Hausfliege ist in ganz Afrika verbreitet. Am meisten findet man sie in den Oasen, wo Datteln sind, dann auf den Märkten der Eingebornen. Und wenn sie auch die Menschen nicht sehr belästigt, so ist es doch ein widerlicher Anblick, wenn eine Fliege, die eben auf einem grindtöpfigen Menschen geiffen, von Unrath sich gesättigt oder gar an einem bössartigen Geschwür sich

\*) In Bornu speist man die Lampen mit Butter. dann, wenn man eine gefangen und sie zerdrückt, verbreiten sie einen Gestank, der an Ställe alles übertrifft, was man an Gerüchen kennt. Ich habe den emex übrigens nur in Abessinien gefunden, hier allerdings in großen Mengen. Dies lehrte mich, dort nur im Freien oder in meinem eigenen Bett zu schlafen.

gelobt hat, nun sich auf einem Käse oder Kofinen, die auslegen, niederläßt. In der Dase Andjila, wo ich längere Zeit zu bleiben genöthigt war, konnte ich mir bei Tage nur dadurch Hülfe schaffen, daß ich die Zimmer vollkommen dunkel ließ, was durch Zumachen und Verhängen der Thür leicht zu bewerkstelligen war. Dann war noch ein allgemeines Summen zu bemerken, das immer schwächer wurde und bald ganz aufhörte, da die Thiere sich festten. Dadurch ging mir freilich viel Zeit verloren, aber es war das einzige Mittel, sich ihrer zu erwehren.

Eine gradezu uneträgliche Bein verursachen die Moskito's, die in allen Gegenden der Tropen in Afrika verbreitet sind. Wie die caennabis indica auch nichts anderes ist als unser Hanf, oder wie der Papaver, der zur Bereitung des Opiums gebraucht wird, nichts weiter ist als der in Deutschland wachsende Mohn, ganz mit demselben Recht machen wir keinen Unterschied zwischen Moskito's und Schnaken. Die Moskito's findet man überall in Afrika, aber besonders unter den Tropen in Gegenden, die Flüsse und Sümpfe haben. In Kanjibar z. B., das reichlich mit Sümpfen oder stehenden Süßwasserseen gesegnet ist, konnte ich manchmal nachts nicht schlafen. Es hatte sich, da wir bei offenem Fenster schliefen, irgendein Moskito unter das Pfliegenetz geschlichen, und er gönnte uns keine Ruhe, bis wir ihn gefangen hatten. Aber am tollsten war es 1867 in Lofoja am Niger. Im Dete selbst ging es noch. Ich verließ die Anstiedlung der Engländer und fuhr in einem Canoe stromaufwärts. Ich war ganz allein, hatte aber einen englischredenden Schwarzen als Dolmetsch mit und außerdem zehn rudende Neger.

Es galt 300 Kilometer zurückzulegen bis nach Nabba, eine entsetzliche Hitze. Ein Moskito'netz gab es nicht, und als nun die Nacht hereinbrach, die wir natürlich am Lande verbrachten, waren wir bald von Myriaden von Moskito's besetzt. Da half nichts, selbst der Rauch des Feuers nicht, der sie doch sonst vertreibt. Zum Unglück war es völlig windstill, denn wenn Sturm oder auch nur Wind weht, werden sie verweht. Versuchte man es, unter mollenen Decken Schutz zu suchen, so trieb einen bald die Hitze wieder heraus, zeigte man dann aber auch nur die geringste Möhe, so war sie gleich wieder von den Blutsaugern besetzt. So ging es hin bis Sonnenaufgang. Fanden dann die Peiniger einen stillen Platz in dem Schiff oder in den mit Banyruschlauden besetzten Ufern des Nigers, so stellte sich eine kleine, fast unsichtbare Fliege ein, von den Engländern sandfly genannt, deren Gift oder Stich eine schmerzhafteste Geschwulst hinterließ. Diese kleinen Fliegen übten ihre Herrschaft etwa bis gegen 11 Uhr, verließen uns dann während der größten Hitze, um noch einmal von 3 Uhr bis nach Sonnenuntergang zu bleiben und machten dann wieder den Moskito's Platz.

Dies sind die hauptsächlichsten kleinen Thierchen, mit denen ich auf meinen Reisen in Afrika zu kämpfen hatte.

### Allerlei.

**Aus dem Johanniterorden.** Aus dem soeben herausgegebenen Berichte des Ordens-Verkleimsters Grafen v. Bieten-Schwerin über die Lehrpflegerinnen und dienenden Schwestern des Johanniterordens für die Jahre 1893 und 1894 ist nachstehendes von allgemeinem Interesse. Der Zuwachs an Meldungen der Lehrpflegerinnen stieg 1893 von 610 auf 710 und 1894 von 710 auf 847. Von den gemeldeten 847 haben 157 den Rufus entweder nicht angetreten oder nicht beendet, erstere wegen häuslicher Verhältnisse, letztere, weil sie zum Diakonissendienste übergetreten, oder weil sie körperlich den Anstrengungen nicht gewachsen waren. Patente sind vom Ordenmeister erteilt 1893: 80 und 1894: 95, im Ganzen seit 1887, dem Beginne der Arbeit, 585. Die in den Jahren 1893 und 1894 gemeldeten 247 Lehrpflegerinnen vertheilen sich nach Ständen und Berufsclassen (die in Klammern gesetzte für 1893) wie folgt: aus Beamtenkreisen 23 (21), aus dem Offiziersstande 22 (22), aus Pfarrhäusern 33 (18), aus landwirthschaftlichen Kreisen 32 (23), aus dem Kaufmannstande 6 (8), aus Lehrerkreisen 6 (5), aus dem Gelehrtenstand 2 (1), aus Medicinalkreisen 4 (1), von Baumeistern 1 (1), von Fabrikanten 4 (3), Handwerkern 1 (1), Apothekern 1 (1), Hausbesitzern 1, Advokaten 1, Rentiers 3, Seemannsstand 2, darunter aus dem Adel 30 (37). In den Jahren 1887 bis einschließlic 1894 wurden zu dienenden Schwestern ernannt 585. Davon sind Diakonissen geworden 64. Im Falle eines Krieges stehen zur Verfügung 378. Verheirathet haben sich und sind im Orden geblieben 57. Ausgetreten (zumeist wegen Verheirathung) oder auf längere Zeit verhindert 80. Gestorben sind 6. 34 Diakonissen-Mutterhäuser stellen für den Fall eines Krieges dem Johanniterorden ihre abkömmlichen Diakonissen zur Verfügung, und sind fest zugelagt zu sofort 570, nach 4 Wochen 417, nach weiteren 4 Wochen 364, zusammen 1351 Diakonissen.

**Madagassische Sitten.** „Man hat die Frau gern, aber man liebt die Schwiegermutter“, mit diesem Sprichwort setzen sich die Madagassen — so schreibt man der „Pres. Ztg.“ — in einem schroffen Widerspruch zu unserer gefamnten, mühsam erungenen europäischen Kultur. Da die Madagassen so frühzeitig heirathen, daß die Frauen oft noch im Kindesalter stehen, so ist es klar, wenn von einer Liebe zur Frau zunächst nicht die Rede ist. Ueberhaupt nimmt die Frau im Haushalt eine recht untergeordnete Stellung ein, sie ist nicht viel mehr als eine Sklavin. Dem Manne steht (oder stand wenigstens bis vor kurzer Zeit noch offiziell) das Recht zu, sich ohne Weiteres von der Frau zu scheiden, und zwar, wenn er es will, so, daß die Frau nicht

wieder heirathen darf. Er überreicht ihr ein schwarzes Huhn, was den Wunsch ausdrückt, daß sie in Zukunft allen Männern widerwärtig sei, einen Stab, an dem sie als Ausgestoßene durch die Straßen irren soll, ein Goldstück als Symbol, daß sie von Almosen leben soll, und schließlich etwas weiße Watte als Zeichen, daß sie so als Wittwe bleiben möge, bis ihr Haar vom Alter gebleicht ist. Der Mann ist Alles im Haushalt, selbst sein Name ist geheiligt. Ein vornehmer Madagasse wird sich wohl hüten, seinen eigenen Namen unnützlich auszusprechen; das gilt nicht als gefittet. Fragt man einen Hova oder Betsileo nach seinem Namen, so wird er im günstigsten Falle durch einen Sklaven Bescheid geben lassen. Und dabei haben die Hovas so schöne wohlklingende Namen, die uns in ihrer Länge recht selbst anmuthen. Namen wie Rainevoninahitriony oder Rabodanandrianompoinimerina sind für unsere Jungen doch recht unbequem, wenn wir auch zugeben müssen, daß sie poetischer sind als Müller oder Schulze, denn sie bedeuten „der Vater des Ruhmes des Flusses“ und „das Kind des Fürsten in dem Herzen von Amerina“ (der Centralprovinz der Hovas). Im Gegensatz zu dieser behaglichen Breite der Worte, welche auch im Anreden und Reden stets zum Ausdruck kommt, steht die fast unglaubliche, unbebagliche Enge der Wohnräume, die natürlich auch in der schwulstigen, phrasenreichen Sprache der Bewohner als köstliche Paläste geriefen werden. Die besten Wohnhäuser, wenn man die Hütten so nennen darf, finden sich bei dem herrschenden Stamm der Hovas. Bei den anderen Stämmen, z. B. den Salalavas, wohnen in einer Hütte von vielleicht zwölf Fuß im Quadrat „das zärtlich liebende Paar“, sechs Kinder und etwas Vieh. Auf der einen Seite befindet sich das Thürloch, drei Fuß über dem Erdboden beginnend, so daß man ein guter Turner sein muß, will man einen Besuch abstaten, auf der anderen Seite der Hütte ist ein noch kleineres Loch, das das Fenster darstellt. Der Hauptraum der Hütte wird durch das „Gebäude“ des auf allen Seiten geschlossenen Bettes eingenommen: ein riesiger Raufen, in dem es, wie Sibree sagt, „sehr warm und sehr lebendig sein muß.“ Sämtliche Hütten, und in ihnen wieder das Bett, sind genau von Süden nach Norden gerichtet. Daher kommt der seltsame Gebrauch, daß die Hovas, da, wo wir „rechts oder links, hinter uns oder vor uns“ anwenden, die Himmelsgegenden gebrauchen, also z. B. sagen: „Leg die Matte östlich vom Bett nieder. Aber nicht nur als Komaß dient ihnen das Haus, sondern auch als eine vortreffliche Sonnenuhr. Die einzelnen Stunden des Tages werden je nach der Stelle bezeichnet, die die Sonne gerade beschneit. So heißt z. B. 3 Uhr Nachmittags ampamatorajanakomoy, „an der Stelle des Kalbanbindens“, das ist die Zeit, zu der die Stelle, wo das Kalb Nachts angebanden ist, von der Sonne zuerst beschneit wird.

Von einer eigenartigen Hamlet-Vorstellung in Zimmerswaid weiß Mr. Toole, der berühmte englische Schauspieler, zu erzählen. In einer Hütte, die baufällig war, wie die Mauern von Jericho zur Zeit der Kosaunen, hatten wir, so erzählt er, unsere Bude aufgeschlagen. „Goldfieber“ hieß das Stück, das unser Manager Mr. James Hardy auf dem Repertoir hatte und das mußte hier unter den Goldgräbern ziehen, so meinte er. Wöglich kamen aber drei Kerle und nahmen den Direktor bei Seite. „Herr“, sagten sie, „mit Goldfieber loden sie hier keinen Hund aus dem Loch, geschweige denn uns. Goldfieber kennen wir besser! Aber eins könnt Ihr uns spielen. Da soll so ein Kerl Cafesmire oder Cafespare oder so was, ein Stück geschrieben haben, „Hamlet, der Prinz von Dannemal“, das müssen Sie geben. 's war mal Einer bei uns, der hat's gesehen, und um 'nen Pringen und 'nen Geist zu sehn, denn auch ein Geist kommt darin vor, zählt Jeder gern 'ne Unze Gold.“ „Geht nicht“, sagte aber der Direktor, „einen Pringen haben wir nicht.“ „Na, macht nichts, da geben Sie den Geist allein. Das thut's auch.“ „Kinder“ kam darauf Mr. Hardy zu uns, „habt Ihr eine Idee von Hamlet?“ „Ja.“ „Na, denn los. Jemand etwas wird ja draus werden. Sie, Toole, geben den Geist. Ihre Rolle kennen Sie ja. Sie besteht aus fünf Worten und einem Leinentuch. „Ah, uh, uh, ich bin Deines Vaters Geist, räche mich.“ das ist Alles. Wollen Sie?“ Natürlich wollte ich. — Abends. Das „Haus“ zum Brechen voll. Hamlet (Mr. Hardy) gruselt, er weiß nicht, warum. Da trete ich auf. „Ha! wer bist Du!“ „Ah, uh, uh, ich bin Deines Vaters Geist!“ und will vorüber. „Steh!“ ruft er mir zu. Da fracht eine Planke und ich verschwinde in eine Vertiefung, von der Niemand eine Ahnung hatte, und bleibe in einem dunklen Loch halb besinnungslos liegen. Die oben aber spielen weiter. Wöglich kriech ich aber heraus und das Blut fließt mir über das Gesicht. „Steh!“ ruft Hamlet. „Räche mich!“ gurgle ich und zeige auf meine Wunde. „Ha, ich verstehe!“ schreit der Prinz. „Meiner Mutter zweiter Mann! Wehe! wehe! wehe!“ und er duckt mich wieder unter und giebt das Zeichen, daß der Vorhang fällt. Meine Rolle aber war damit aus. Drei, vier der Zuschauer aber traten auf mich zu. Verdammter Kerl, der Cafesmire, so 'ne Rolle zu schreiben, das greift an, was?“ „Na ob“, sagte ich und zeigte auf mein aufgeschwollenes Gesicht. „So sehr, daß ich sie nie mehr spiele“ und — ich habe das Wort gehalten und bin unter die Komiker gegangen, wo so was nicht passiert.

Gigerts Inventarium. Wer Soldat war und seinen Tournister ohne Hilfe des Bupers gepackt hat, weiß, was das heißt und was da alles in Tournister steckt. Ohne Zweifel enthält auch ein neuerzeitlicher Tournistoffer mehr Dinge als ein ganzes Wohnzimmer unserer Vorfahren, und wer jemals eine Reise gemacht hat, der weiß, daß das

größte Vergnügen des Reisens darin besteht, zu wissen, daß man mit dem Kofferpacken fertig ist. Alle diese Leistungen werden aber noch bedeutend übertroffen durch die Kunst der Selbstbelastung, mit welcher unsere Modelöwen ihre auffallenden Promenaden unternehmen. Gigerl instruiert seinen Tailleur folgendermaßen: Beinkleider: vier Taschen, Inventarium: Hausschlüssel, Schlüssellbund mit Kettchen, am Kofenträger befestigt, Feuerzeug, Schachtel mit Wachsferzen, Meßer, Geldbörse. Weste: zwei Taschen und Täschchen. Inventarium: Uhr mit in die entsprechende Tasche der anderen Seite mündender Kette mit Niesenbleistift, Pefchaft, alten Münzen, Cigarettenspitze, Zahnstocher und Nagelfeile, Zwicker oder Monocle, Taschenlamme und Bürste, Flacon mit Salmial gegen Insektenstiche. Rock: fünf Taschen. Inventarium: Taschentuch, Papiergeldtasche, Notizbuch, Cigarrentasche, Etui für Cigarettentabak, Visitenkartentäschchen mit Spiegel. Außerdem trägt Gigerl am Handgelenk silbernes Armband oder Kette mit Anhängel, um den Hals Medaillon mit Haarlocke, in der Cravatte, Nadel mit Klemmspider oder Dufeisen und Spazierfeule. Samma summaram etwa vier bis fünf Kilogramm Selbstbelastung. Gigerl ist also ein Mann von Gewicht, der seinen Koffer braucht, sondern selber einer ist.

### Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren & angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— „Der süße Frag“ heißt eine eigenartige moderne Fragen sozialer und pädagogischer Art beleuchtende Novelle von Franz Koppel-Elsfeld, die als erster Band einer neuen Bibliothek soeben erschien, welche die Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender, Breslau, unter dem Gesamttitel **Untertweg und Dabeim** auf den Büchermarkt bringt. Jedes Bändchen dieser Bibliothek, für welche die angesehensten Schriftsteller der Gegenwart, Männer wie Georg Ebers, Paul Hense, Paul Lindau, Max Nordau, Konrad Tzschann u. A. ihre Mitarbeiterschaft zugefagt, kostet nur 0,75 Mark broschirt, 1,00 Mk. in hochelegantem Originalbände. Der hohe litterarische Werth der Werke — der durch die Namen der Mitarbeiter von vornherein gewährleistet wird — die ebenso originelle wie geschmackvolle Ausstattung und der im Verhältnis dazu ungewöhnlich billige Preis lassen die Erwartung gerechtfertigt erscheinen, daß das neue Unternehmen sich schnell die Beachtung und die Gunst jenes Publikums erringen wird, daß ebensowohl auf den gediegenen Gehalt wie auf gefälliges, elegantes Aeußere eines Buches Werth legt. — Dem eben herausgegebenen ersten Bände „Der süße Frag“ von Koppel-Elsfeld werden zunächst folgen: Paul Lindau: Eine Nachtfahrt nach Norwegen. Konrad Tzschann: Hagar. Ola Hansson: Meerwogel. August Strindberg: Der Küster auf Manö. Moriz Jofai: Magneta. Ferner sind Neuheiten von Jda Boy-Ed, Heinrich Balthaupt, Hedwig Dohm, Georg Ebers, Paul Hense, Mite Kremnitz, Max Nordau u. A. in Aussicht genommen. Der erste Band liegt, in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.

— Ein Geschenk für Jäger und Hundliebhaber. **Sperling, Rassehundtypen** ist eine Sammlung betitelt, die wir unseren Lesern ihrer eigenartigen Schönheit halber gerne empfehlen. Die Collection, bestehend in 27 Blatt, zeigt uns Reproduktionen der von der Meisterhand Prof. H. Sperling's ausgeführten Gemälde. Sperling, dessen Hunde- und Pferdebilder weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und berühmt sind, zeigt in diesen Blättern seine eminente Begabung. Kenologe in des Wortes bester Bedeutung, weiß Sperling das Charakteristische einer jeden Hunderasse zu erfassen und sein Binkel zeigt uns unsere treuen Gefährten zum Sprechen — oder vielmehr zum Denken ähnlich. Die Reproduktion ist eine künstlerische und der Laie vermag es kaum, dieselbe vom Original zu unterscheiden. Ob als Prachtwerk in Mappe, ob in den einfachen aber geschmackvollen Antikrahmen, in welcher die Verlagsbuchhandlung die Bilder verwendet, stets werden sie dem Salon wie dem Försterstübchen zur Zierde gereichen. Die Sammlung ist so reichhaltig, daß ein jeder seinen Liebling darin zu finden vermag; Jagd- und Zuchthunde sind darin vertreten, wir finden darin 4 verschiedene Terrier, 2 kurz, deutsche Vorstehhunde, 3 verschiedene Setter-Arten, Pointer, Griffon, Foxterrier, Bernhardiner, 2 Doggen, Airedale-Terrier, Yorkshire-Terrier, Spitz, Pinscher, Spaniel, Varios, engl. Windhund und schottischen Weerhound, Foxhound und Collie. Der Preis ist von der Verlagsbuchhandlung, gegenüber anderen Werken in ähnlicher Ausführung anerkannterwerth billig normirt. Es kosten Einzelblätter nur 1,75 M., Einzelbilder in Rahmen 4,25 M. bis 6,25 M. je nach Art des Rahmens, 24 Bilder in Mappe 40 M. und wir können unseren Lesern nur empfehlen, einen Versuch zu machen, der ein Mißlo um so weniger mit sich bringt, als die Verlagsbuchhandlung zwar nur gegen Baarzahlung oder unter Nachnahme versendet, aber anstandslos jedes nicht gefallende Bild umtauscht oder den Betrag dafür zurückzahlt. Verschiednisse verwendet die Verlagsbuchhandlung „Siegfried Wyß, Eberswalde (Bröb.)“ überallhin gratis und franko.

